

daß der Sieg von Gatt und die Worte eröffnet sei. In Ägypten vollends hatte es nur noch der Erklärung des ägyptischen Krieges bedürft, um zwischen Englandern und Ägyptern eine gründliche und dauernde Echeidung herbeizuführen. Seit dreißig Jahren hat England das Land besetzt unter dem Vorwande, die Autorität des ägyptischen Hofes wiederherzustellen. Und seit eben so langer Zeit hat es nichts zu ruhen gelassen als die religiöse Verwilderung eben dieser Autorität des Hofes. Obgleich Ägyptens Stellung als Vassallstaat durch den Vertrag des Sultans vom 18. Februar 1840 geregelt wurde, ist Ägypten doch durch eine auf England's Betreiben geschlossene internationale Vereinbarung zu einem Vassallstaate erklärt worden. Und wie England die Verteidigung der Rechte und Freiheiten Ägyptens mit Füßen getreten hat, ist dem ärmlichen Kameltreiber klar.

Gerade gegen Ägypten aber wird der Stoß des mittel-europäischen Interesses mit voller Kraft geführt werden können. Und der Urheber des Verleides zum Raubfisch und Stier hat wohl nicht geahnt, welche unartige heiligen Erinnerungen an untrüglichen ägyptischen Dienst er mit seinem Verleide heraufbeschworen hat. Im übrigen wird freilich dafür gesorgt werden, daß die deutschen Raubtölpel im Ägypten das Leben in den heimischen Gewässern ungemüht machen, und unsere Bevölkerung den Wohlstand der unangreifbarsten Insel immer fröhlicher erschlürzen.

Unbegründete Gerichte über Friedensabsichten

Berlin, 29. Sept. Die „Nord. Allg. Ztg.“ schreibt: Von verschiedenen Seiten hören wir, daß wieder einmal die Mir herumgetragen wird, als trage sich der Reichstag jetzt länger Zeit mit dem Gedanken eines vorläufigen und überleitenden Friedens mit England. Kommentare, die an die Entschiedenheit des engeren Vorwandes der Konventionen geknüpft werden, deuten an, daß auch bei dieser Kundgebung solche Gerichte mit Vorsicht behandelt werden. Wir sind ermächtigt, nochmals diese Gerichte als unbegründete und die Interessen des Staates schädigende Treibereien zu bezeichnen.

Berlin, 29. September. Der Berliner Korrespondent des „Reichs Anzeiger“ meldet die Meldung der Petersburger Telegraphenagentur, daß das deutsche Reich in Wien heimlich sei, eine Grundlage für Friedensverhandlungen zu schaffen. In der Umgebung der Petersburger Telegraphenagentur hätte man wohl wissen müssen, daß ein solches Gerücht kein nützliches Spiel ist. Es liegt für Deutschland und seine Verbündeten gar kein Grund vor, über Paris und Kaspj Frieden zu schließen. Der Andere hätte es vielleicht nötig.

Übermalige Rückverlegung der russischen Front

Kopenhagen, 29. Sept. Der Petersburger „Reichs Anzeiger“ bereitet in einem neuesten Artikel auf die Möglichkeit einer einmaligen Zurücknahme der russischen Operationsfront vor. „Zwecks Verklärung des Widerstandes der russischen Front“ vor.

Wieder einmal ein kurzer russischer Generalstabbericht

Im Bericht des Generalstabes von gestern heißt es: In der Gegend von Waga und Pinnaburg sind wesentlichen Veränderungen. Wir schlagen die feindliche Offensive im Tale des Narok und in der Gegend von Wajla zurück. In der Gegend der Eisenbahn südlich von Odsjansk hat der Feind wieder heftige Angriffe gegen uns gerichtet. Ein heftiger Kampf fand in der Gegend südlich des Bahnhofs von Tarnopol statt. Südlich des Weizel und vor der gelassenen Front unternahm der Feind zahlreiche Angriffe. Am dem Hebergebirge bei Sina und des Kammes von Skoff kam es zu mehreren Gefechten mit deutschen Abteilungen. Nach einem Bajonettkampfe besetzten wir die Hügel und das Dorf Worobionka nördlich von Tarnopol.

Kuropatkin Kommandant eines Armeekorps

London, 29. Sept. Die „Times“ erzählt aus Petersburg, daß Kuropatkin das Kommando eines Armeekorps erhielt.

Der Kampf gegen Gorenmyln

Ein Attentat auf Archangelski in Petersburg, 29. Sept. Der Minister ist gestern nach dem Großen Hauptquartier abgereist.

Stockholm, 29. Sept. Die „Sveige Einigkeit“ in Aufstand ist getrimmelt. Die Offiziere und die Adressen haben bei der Logung ihrer Portieren in Moskau beschlossen, eine direkte Eingabe an den Zaren zu richten, in der sie ihn um sofortige Wiedereröffnung der Duma bitten. Auch der Zwitz innerlich des Kabinetes selbst verdrängt sich täglich. Fürst Bismarck und Minister Tschelnokoff haben telegraphisch den Zaren um Privataudienzen ersucht. Gorenmyln hat die Demission seiner Regierungsmittglieder bisher nur dadurch zu hinterziehen verstanden, daß er die einzelnen Minister auf alle möglichen Weisen gesteckt hat, so daß sich das Kabinett niemals vollständig in Petersburg befindet. Der Kriegsminister Polikowoff befindet sich im Hauptquartier der Westarmeenminister Kriwohoff ist auf einer Inspektionsreise in Finnland, der Staatsminister ist in Moskau, der Eisenbahnminister in Kiew, der Finanzminister Worf in London. Auf Veranlassung Gorenmylns ist weiterhin die Zensur noch strenger geworden. Innenpolitische Artikel, die nicht völlig den Standpunkt des Ministerpräsidenten teilen, werden einfach unterdrückt. Die Presse ist mundtot gemacht. Trotzdem geben die Progressiven ihr Spiel noch nicht völlig verloren. Sie beschließen, mit Hilfe des Finanzministers, sobald er aus England zurückgekehrt sein wird, eine Audienz beim Zaren zu erreichen, um ihm die unangünstige Rückwirkung der Gorenmyln'schen Reaktionspolitik auf die russischen Finanzverhältnisse darzulegen. Gewöhnlich verläßt, daß auf den nächst Gorenmyln bestellenden Mann, den Staatsrat Karykhanow, im Hauptquartier ein Attentat verübt worden sein soll, bei dem der Staatsrat schwer verwundet wurde.

Eine feindliche Lügenmeldung zurückgewiesen

Die türkische „Agence Mill“ meldet: Die Blätter des Verbands des vertriebenen Deutschen, wonach kürzlich türkische oder deutsche Unterseeboote im Schwarzen Meer und in der Nähe der Dardanellen verkehrt über aufgebracht worden seien. Nach Erkundigungen an ausländische Stellen ist kein Nachdruck unzutreffend. Die fraglichen Unterseeboote erklären augenblicklich ihre Aufgabe als Erfolg.

Türkische Erfolge an den Dardanellen

Konstantinopel, 29. September. Das Hauptquartier berichtet von der Dardanellenfront: In der Nacht zum 27. September unternahm unsere anrückende Flotte bei Kanakara einen überraschenden Angriff mit Bomben auf die feindlichen Schützengräben. Sie erzielten über 50 Gewehre, Bajonette und Ferngläser. Bei Si B r u n a Brücken unsere auf dem rechten Ufer liegenden Batterien eine feindliche Batterie von drei Geschützen zum Schweigen und zerstörten ein Geschütz. Bei Seddi Sab r an 27. Sept. auf dem linken Ufer feindliches Geschützfeuer. Auf dem linken Ufer Geschützfeuer und Dampf mit Bomben in Zentrum. Ein 50 Pfundes faden angeworfen. Sie waren aber kaum einige Schritte von ihren Unterständen entfernt, als sie zum großen Teil durch ihren Feuer vernichtet wurden. Der Feind flüchtete in die Schützengräben zurück. Am 27. September traf ein neuer Anmarsch mit einer Bombe eine feindliche Stützengruppe an Remos.

Wiedereröffnung des türkischen Parlaments

Konstantinopel, 29. Sept. Die Kammer hat gestern nach einer 6 1/2 monatigen Pause ihre Arbeiten wieder aufgenommen. Infolge der Erkrankung des Präsidenten führte Vizepräsident Jusufi den Vorsitz. Der Großtürk und mehrere Minister wohnten der Sitzung bei. Der Präsidentenwahltag aus der die Kammer mit einem großen feindlichen Gelände zeigt, in die Wernge einzubringen. Der Vizepräsident verlas eine Bekanntmachung des Großtürks mit einem Fehwa vom 27. März 1915, durch das der Sultan den Feindnamen Ghasi (Der Siegreiche) erhielt. Unter Beifall stimmte die Kammer dem Fehwa zu und beschloß, den Sultan zu beglückwünschen. Der Vizepräsident rühmte die Armeen in anerkennenden Worten wegen ihrer heldenhaften Taten und erinnerte an die Worte des Präsidenten Halli, die Dardanellen würden das Grab der Vierverbandsmächte werden. Hierauf wurde die Sitzung bis zur nächsten Woche vertagt.

Stappanoffensive

Ein neutrales Journalist zur Lage im Westen. Der Berner „Bund“ schreibt zur Lage: Die deutsche Verteidigung im Westen hat die ersten großen Stöße der englisch-französischen Offensiv überstanden. Es ist den Verbündeten gelungen, die erste Linie der befestigten Front an zwei Stellen aufzubrechen, doch belagern sie nicht mehr genügend dem Atem und Feuerkraft. Am den Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Linie zu durchbrechen, und die stärkere zweite Linie anzugreifen. Sie trugen also zwar einen großen, bestimmt abgeregneten taktischen Erfolg davon, der ihnen noch eine strategische Auswirkung verleiht, mühten sich aber bei der Aufgabe in die Schlachten zu lösen, die die größte Sicherheit der Auslieferung nur durch das erste überraschende Durchbrechen, möglichst vieler Linien des befestigten Nordens empfangt. Das Aussetzen des Angriffs vor der zweiten Linie bedeutet keine Erledigung der Offensiv. Der Angreifer wird versuchen, sich auf dem gewonnenen Boden zu befestigen, um Artillerie nachzuziehen, und dann das Spiel wieder beginnen. Wie lange eine solche Stappanoffensive aushält, ist eine andere Frage. Die deutschen Verluste sind beträchtlich, entsprechen aber den Kampfbedingungen durchaus. Maßnahmen gegen die Geschäfte werden eingeleitet und unbefähigt. Die Verteidiger werden nach Vorbericht darauf zu sein, sich geschworen, ihre Gräben bis zum äußersten zu halten. Nur so konnte der Angreifer gezwungen und bis zum letzten Augenblick mit vernichtendem Feuer überdeckt werden. Das strategische Ueberbrennungsmoment ist nach der Generaloffensive nicht mehr von Bedeutung. Der ersten schlimmen Augenblick hat die deutsche Verteidigung überstanden, die Elastizität ihrer Linien auf neue nachgewonnen und damit viel gewonnen.

Der französische Seebericht

Vom Dienstag Nachmittag meldet der amtliche französische Bericht: Wir gewonnen Gelände gegen die Küste östlich und südlich von Gouze, in der Champagne widerstanden die Deutschen auf ihren Aufnahmestellen. Wir erzielten einige neue Fortschritte gegen die Küste der Ästine nördlich Mafflages. In den Argonnen folgten die getriebenen erzielten feindlichen Angriffe gegen unsere Schützengräben erster Linie von La Fille More-Volante zu einer ernstlichen Schlappe. Wir verteidigten mit unserem Gegenangriff im Laufe der Nacht die deutschen Linien. Auf der übrigen Front war die Nacht verhältnismäßig ruhig.

Bericht vom Dienstag Abend: Im Tage des 29. September gewonnen wir Raum gegen die Küste von Gouze und machten etwa 100 Gefangene. In der Champagne wurden ebenfalls neue Fortschritte erzielt, besonders nördlich Mafflages, wo wir nach 800 Gefangenen machten. In den Argonnen keine Kanonade. Kämpfe mit Handgranaten setzten uns einige Stöße unserer alten Linien wiederzugewinnen. Zeitweise ausliegende Kanonade im Priesterlande und im Gebiete von Wando Zant.

Feldmarschall French meldet

Die heftigen Kämpfe um Arcas dauern fort. Wir besetzten jetzt das ganze Gelände nördlich des Sügels 70, der Sonnabend vom Feinde zurückerobert worden war. Im ganzen erbeuteten wir 21 Kanonen. Die Zahl der Gefangenen beträgt mehr als 3000. Wir erzielten einen Landesüberlauf über die Solersgraben. In die eingemommenen Linien war die Solersgraben und die Kaiser-Wilhelm-Neubau, die ein Neuzug von Aufgraben und Unterständen umfassen. Die zweite Linie verließ weilt. Im Augenblick sind wir befähigt, die dritte Linie heftig anzugreifen. (Wie der deutsche Seebericht vom 29. September meldet, ist ein Teil des ausgegebenen Geländes von uns zurückerobert worden.)

Unterseeboottätigkeit im Juni

Suaq, 29. Sept. Nach einem Bericht des englischen Schiffsbüros „Berlins“ sind im Monat Juni 75 U-Boote und 26 Sogelboote durch Unterseeboote vernichtet worden. Unter den Dampfbooten waren 55 englische mit 71626 Tonnen, sieben norwegische mit 12161 Tonnen, zwei schwedische mit 3435 Tonnen, zwei belgische mit 2066 Tonnen, ein französischer mit 794 Tonnen, ein russischer mit 2648 Tonnen, ein dänischer mit 1669 Tonnen. Unter den Sogelbooten waren 15 englische mit 6952 Tonnen, drei norwegische mit 3555 Tonnen, drei russische mit 3207 Tonnen, zwei dänische mit 1250 Tonnen, zwei französische mit 626 Tonnen. Das 26. Sogelboot war ein kleines englisches von nur 58 Tonnen und wurde durch einen Zepplin am 10. Juni versenkt.

Ein Amerikaner über Wilsons „Neutralität“

Ein offener Brief an den Herausgeber der New-Yorker „World“ über die „New Republic“ vom 14. August, unterschrieben Harold Hefner, lautet wie folgt:

„Stiele echte Amerikaner, wie ich auch einer bin, sind erstaunt darüber, mit welcher Gefährlichkeit wir bei der Verteidigung unseres „Rechts“, auf britischen Munitionswaffen nach England reisen zu dürfen, in den europäischen Krieg hineinzutreiben, während das Recht, auf einem mit Dynamit, Nitroglycerin und anderen Sprengstoffen beladenen Schiff zu fahren, ist eins, auf das jeder vernünftige Mensch gern verzichten, und wenn es unter einer halben Million von Amerikanern jeden gibt — und das ist hochgerechnet — der eine Sechste für solche Schiffe ist, so wäre es wohl möglich, ihn dem nächsten Fremden zu überantworten, als ihm zu gestatten, das ganze Land den Schreden des Krieges auszuliefern.“

Wenn es sich bei dem Ringen in Europa um irgend ein demokratisches Prinzip handelte, könnten wir unter Recht, auf britischen Munitionswaffen zu dürfen, folgerichtig als Verwund ausnutzen, um uns an diesem Kriege zu beteiligen. Aber von einem solchen Prinzip ist nichts zu merken. Wenn unsere Macht, auf Seiten des Viererbundes eingeleitet, das Kriegsgeld erforderte, könnte da irgend jemand auch nur einen Augenblick den Gefährlichen abweisen, welche die Regierung zu wachen, unter der sie leben möchten, aber daß Ausland den Färken überlassen würde, zu bestimmen, ob sie von Petrograd aus regiert zu werden wünschten, daß England seine Truppen aus Ägypten zurückziehen würde, während die Einwohner darüber abstimmen, ob sie unabhängig sein wollten?“

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Volk der Vereinigten Staaten über die Verengung Belgiens empört war. Aber unsere Regierung hat Belgien wegen seines Protest erhoben, und jetzt ist es etwas spät, wenn wir wegen der Wiederherstellung Belgiens zu den Waffen greifen wollten. Und selbst wenn eine tiefen würdige Demagogie vor uns dazu drängte, Belgiens Wiederherstellung in die Hand zu nehmen, könnten wir es logischer Weise nicht dabei bewenden lassen. Die geforderten Reges des belgischen Kongos würden nach ihre verhältnismäßigen Anstalts in belgischen Fischen erheben. Polen, Irland und Indien würden laut unsere Hilfe anrufen, und Mexiko würde die Rückgabe seiner „verlorenen Provinzen“ von uns erbitten. Wenn wir uns auf solches internationales fahrendes Mittelmeer einlassen wollten, könnte ich mir das Geschick und Gespott aller Völker vorstellen.“

Der einzigen einleuchtenden Grund für uns, in dem Bereich, unserer gegenwärtigen, zweifelhafter Stellung gegenüber, äußerlicher Neutralität ein Ende zu machen, durch Befreiung von Munition zu dem blutigen Ringen bringen wir eine ungedeuhete Ernte an Reichümern ein, ohne etwas dabei an Spiel zu setzen. Im Gegensatz zu anderen Nationen und uns daran zu halten, verwenden wir friedliche Werkstätten aller Art in Munitionswerken. Fabrikanen, die früher allerlei harmlose, notwendige Dinge wie Konfektionswaren oder Schmiedeiwaren, haben sich dem Kriegsgeld mit in den Kriegswirtschaften geworfen. In England sind die Munitionswerken werden wir in das fürstliche Gemisch wegen der Verteidigung eines „Rechts“ hineingezogen, das nicht der Rede wert ist. Wir wollen eine Demokratie sein, aber unsere Bürger werden nicht gefesselt. Der Reichthum unserer demokratischen Entschlossenheit scheint dem eines gewisses Wertes zu sein, der nur ein Götze kann.“

Dumbas Abreise

Washington, 29. September. (Reuter) Der österreichische Vizekonsul Dumba hat dem Staatsdepartement telegraphisch mitgeteilt, er habe Befehl erhalten, nach Wien zurückzugehen und bitte um freies Geleit.

„Dumbas“ werden aus London: Vizekonsul Dumba und seine Gemahlin werden nächsten Dienstag an Bord des Dampfers „Neum-Amsterdam“ von der Holland-Amerika-Linie von New York abreisen.

Böswilligkeit und Mangel an Sachkenntnis

Unsere Kriegsanleihen in englischer Darstellung. Berlin, 29. Sept. Im Westren, den Erfolge der Zeichnungen auf die deutschen Kriegsanleihen herabzusetzen, schreibt die „Londoner Daily“ und der „Ereph“, es lägen noch keine genauen Nachrichten aus Berlin über den Betrag der wirksamen Darlehenssummen auf die dritte Anleihe vor, denn die gemeldete Summe umfasse wahrscheinlich in sehr erheblichem Maße Konvertierungen der ersten und zweiten Kriegsanleihe. Diese Behauptung ist entweder von Böswilligkeit oder von Mangel an Sachkenntnis, oder von beiden diktiert. Die Zeichnungen von mehr als 12 Milliarden Mark umfassen ausschließlich Darlehenssummen. Es sind keinerlei Konvertierungen herangezogen, wie überhaupt kein Konvertierungsmoment erlangt hat. Es ist auch völlig absurd, von einer Konvertierung der ersten oder zweiten Anleihe in die dritte zu sprechen, da die Bedingungen aller drei Anleihen die gleichen sind. Der Unterschied bei den einzelnen Emissionen war nur, daß die Zeichner der zweiten Anleihe einen höheren Kurs zahlen mußten, als die Zeichner der ersten und doch wiederum für die dritte Anleihe ein noch höherer Preis als für die zweite verlangt wurde. Mit welchem gewaltigen Erfolge ergibt sich am besten daraus, daß das Resultat der zweiten Anleihe ungefähr doppelt so groß war, wie das der ersten und doch auch die dritte Anleihe einen neuen Zuwachs von über drei Milliarden im Vergleich mit der zweiten Anleihe brachte.

Was die Träger der Deutschen Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung für die Kriegsanleihe zeichnen

Berlin, 29. September. Die „Nord. Allg.“ schreibt: Die Träger der Deutschen Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung sind sich der Wichtigkeit der Kriegsanleihe sehr wohl bewußt. Sie zeichnen für die dritte Kriegsanleihe über 152 Millionen Mark. Da sie zu den beiden früheren Anleihen mit 200 Millionen Mark beigezeichnet hatten, haben sie sich mit nurmehr 18 Prozent 442 Millionen Mark an den Kriegsanleihen beteiligt.

Die englisch-französischen Millionenanleihe

London, 29. September. Das deutsche Bureau meldet aus New York: Offiziell wird mitgeteilt, daß die englisch-französischen Anleihe im Betrage von 500 Millionen Dollars, einem Zinssfuß von 5% unabhänglich in fünf Jahren dem amerikanischen Publikum zu 95% und dem Gesamtbevölkerung zu 96% angeboten wird. Nach Ablauf von fünf Jahren haben die Zeichner der Anleihe in 4% bzw. englisch-französischen Zinssfuß mit einer Zinssfuß von 10 bis 20 Jahren zu, die wiederum nach Ermessen der betreffenden Regierungen in 10 oder 15 Jahren nach dem Zeitpunkt des Abzuges der ursprünglichen Anleihe einmündig werden können.

Hallescher Courier

Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung

Nummer 67

Halle (Saale), Donnerstag, den 30. September

1915

Klage.

Tun ist doch alles anders kommen,
Wie wir uns hatten ausgedacht.
Der Tod hat Dich hinweggenommen;
Das Licht, das in mir war entglommen,
Verlant in jähre tiefe Nacht.

Tun muß ich wieder einsam gehen
Durch diese wunderschöne Welt.
Nicht wird mich Liebe mehr umwehen
Und sorgend mir zur Seite stehen
Ein Wesen, das mich schützend hält.

E. Diegel.

Licht

Strophe von J. Dypen.

Vor dem Seifengeschäft der Witwe Lange staut sich die Menge. Frauen in Schürzen und dunklen Umhangen, Stämmen und Einkaufstaschen in der Hand, drängen gegen den Eingang, eine Wollte immer der anderen den Vortritt wegnehmend. Ihr lebhaftes Klaudern, ihre erregten Mienen zeigen, daß sie ungeduldig geworden waren. Die Tür des Ladens blieb geschlossen, obgleich es bereits in der zehnten Morgenstunde war. Schulkinder nahen und verhalten die Menge ausnehmend gut.

„Durchgang freilassen!“ tönte es in energischem Ton. Mannentum stehen die Weisen unterbrochen, doch immer wieder sammelte sich ein neuer Schwarm. Endlich öffnete sich die Rolltür, die breite, behäbige Gestalt der Eigentümerin wurde sichtbar. Sie winkte mit der roten, fleischigen Hand abwärts.

„Nicht zu wollen, Petroleum alle.“

Wie ein Schrei der Entrüstung ging es durch die Menge. Langsam entfernten sich die aufgeregten Frauen. Am Ende der Straße hörte man die bester Stimme eines Setzungsansrufers.

„Anerkennung Nachrichten vom Kriegsschauplatz. In Frankreich ist das Geld alle, die Engländer zittern in Dover, Serbien liegt in den letzten Zügen, große Verwirrung im Osten, abtöndelnde Massen fliehen, Türken verdrängen ein Unterjoch“, so ging es weiter, doch weiterhin lösende Stimme fort. Der Setzungsansrufer hatte Glück, die Frauen trafen die Wenigste aus ihren moergeren Reihen und hielten sie dem Ranne hin. Man stand in Gruppen und las. Das waren doch Setzungen, Ansichten, das waren doch Neuigkeiten, die wieder ein wenig Licht in die Dunkelheit ihrer verlorenen Tage brachten.

Die Zeitungen verschanden nach wenigen Minuten in den Läden, man hatte Zeit veräumt und ging nun wieder ruhiger dem Heim zu. Schon ferste sich der frühe Herbstabend über Dächer und Fenster.

Marie Reinhold verließ als letzte die Rolltür. Sie

kleine, leere Petroleumlampe flapperte am Arme hin und her. Kräftig wickelte sie sich fester in das dunkle Tuch und ging zögernd von dannen. Sie wußte nicht, wie sie es fertigbringen sollte, die Arbeit bis zum Wochenschluß zu liefern, wenn sie um 5 Uhr die Arbeit hinlegen mußte. Das kleine Oellämpchen brannte zu trübe, und im ganzen Hause hatte niemand eine Geseinrichtung. Nur die Treppen waren spärlich erleuchtet. Je näher sie ihrem Hause kam, desto langsamer wurden ihre Schritte, und doch hätte sie Grund gehabt, die wenigen Tagstunden zu nutzen. Aber so wie es sich- und freudlos um sie her war, so dunkel und lichtlos war es in ihrem Herzen, denn seit Wochen hatte sie keine Nacht schliefen in ihrem Bette, denn sie an der belästigten Kiste mußte Angst und Ungewissheit folterten sie. Das häßliche Warten auf den Postboten, die tiefe Mühseligkeit, wenn er immer ohne etwas zu bringen an ihrer Tür vorbeischnitt, riefen sie auf, raubten ihr den Schlaf in den langen, bangen Nächten, und nun nahm ihr noch die Notwendigkeit des Letzten, den einzigen Trost, den sie hatte — die Arbeit.

Wenn sie die Nadel durch die dunklen Stoffe zog, wenn die Maschine ratterte und arbeitete, wenn ein Stück nach dem andern fertig wurde, dann flog die Zeit, dann eilten die Stunden, dann glaubte sie sich immer jener jenen Augenblicke, der ihr endlich erlebte Stunde von dem einen bringen würde, an dem sie mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele hing.

Ihr Schicksal war das jener Hunderte gewesen, die nach ganz kurzem, glücklichen Zusammenleben durch den Krieg von ihrem Lebensgefährten getrennt worden waren. Etwas sie sich noch bewußt war über die Schwere des Unfalls, das über sie hereingebrochen, war ihr Gatte fort nach kurzen, heftigen Kämpfen, denn am zweiten Zerstörungstage hatte er sich bereits melden müssen. Nur mit fliegenden Falt war das Notwendigste erledigt worden, und sie war allein geblieben, allein mit ihrem Kummer und ihren Sorgen. Damals hatte die Sonne aber geschienen, die ganze Welt war in Licht gehüllt, jeder Tag kündete neuen Sieg, neuen Erfolg, und die Sonne, die leben- und lichtwendende, hatte ihr Hoffnung gegeben, daß sie leichter die Bürde trug, die ihr das Schicksal auferlegt, wie so vielen anderen. So, sie war stolz sogar gewesen, daß ihr Mann unter denen war, die mitkämpfen durften für Deutschlands Ehre. Doch mit der Zeit hatten die Sorge und die Not ihren Einzug gehalten. Die wenigen Sparatollen hatte sie der alten Mutter geschickt, die aus ihrem kleinen Häuschen, der auf russischen Grenze flüchten mußte und nur notdürftige Unterkunft noch bei der älteren Schwelger, deren Mann gleich in den ersten Gefechten gefallen war.

Quersicht mußte sie ihr schmuckes Heim aufgeben, das sie beide mit so viel Freude und Hoffnung sich eingerichtet. Das Haushaltsgerät nahm ihr einen Teil der Mühe fort, die sie nicht hätte bezahlen können. Nun war sie in eine kleine Küche gezogen mit dem notdürftigsten Hausrat. Es war ja genug für sie, und wenn er wieder kam, dann gab es ja Brot und Milch für alles. Nur die

Arbeit, die brauchte sie, nur die Hände nicht müßig in dem Schoß liegen lassen, damit man vorwärts schauen konnte; und jetzt schien es, als sollte ihr auch das genommen werden.

Marie beugte ihren Kopf wie unter einer schweren Last und ging langsam die vier Treppen hinauf, die zu ihrer kleinen Wohnung führten. Kalt und unfreundlich war der Raum, in den sie eintrat. Sie zog die Gardine vom Fenster, riefte die Maschine ins Licht, stellte die kleine Lampe auf den kalten Herd, rief sich die kalten Hände und setzte sich an die Arbeit.

Ein Tausend großer Leinwandbündeln lag aufgeschichtet auf dem vierfachen Tisch neben einem Stapel von zugeschnittener Wäsche, die fertiggestellt werden sollte.

Doch bevor sich Marie Reinhold an die Arbeit setzte, sah sie noch einmal nach dem Briefkasten, vielleicht hatte doch der Briefträger etwas Hineingelegt in ihrer Unwesenheit.

Wieder vergebens, der kleine gelbe Kasten war leer.

Sie vertiefte sich in ihre Arbeit, die Stunden gingen, immer dichter wurde der Nebel, der Kirchturm verdrängte vollständig in dem grauen Dunst, wie eine Wand legte es sich beklemmend um den kleinen, niedrigen, kalten Raum. Doch immer kämpfte die flinken Hände mit der unerbittlichen Gewalt da draußen. Das Gesicht beugte sich tiefer über die Arbeit, noch eine Nacht, und wieder eine Nacht, und so ging es fort, dann mit einem Male stochte die Maschine, der Nadel riß, die Hände der Wäberin fanften milde in den Schoß. Für einen Augenblick schlossen sich ihre Augen. Nun konnte sie nicht mehr sehen.

Ein Gedächtnis war es still, eine summende Stille, es schienen als frohen Erinnerungen gleich flacker Schauer aus den dunklen Ecken und schritten auf die Einkante zu, zeigten ihrer Seele Bilder aus fernem, besseren Raue. Immer tiefer sank die Dämmerung, die Augen Marie Reinholds blieben geschlossen, ihre regelmäßigen Atemzüge kündeten, daß sie eingeschlafen war. Angenehme Träume schienen den Schlaf der Erstwöchter zu begleiten, denn ein Nadeln irrte um den schmälern, blaßroten Mund.

Da mit einem Male sackte sie ein hartes Klopfen empor. Sie rief sich die Augen. Sekundenlang dauerte es, ehe sie sich zur Wirklichkeit zurückfand. Da wurde auch die Tür geöffnet, blendendes Licht strömte hinein und ließ die Gestalt eines hohen, kräftigen Mannes erkennen, der jetzt die Arme gegen sie ausstreckte.

„Marie!“ rief ihr eine wohlbetonte Stimme zu, und im nächsten Augenblick lag sie in den Armen ihres Mannes. Sie trante nicht, weder er gefonnen, sie fing an ihrem Schoße in vorstoltem Glanz, in seltsam Selbstveressen. Aber es schien möglich, konnte es denn wirklich sein? Ihre Gesichter hatten ihn gesucht in dem heißen Feuer der Granaten, im Kugelregen, auf unwirtlichen Wegen dem Feinde entgegen. Sie hatte ihn in dunkler Gefangenenschaft gehalten, und nun stand er vor ihr, gesund und unverletzt. War das Traum, war es Wirklichkeit?

Nach wenigen Minuten hatte sie sich gefunden. Sie schloß die Tür ihres kleinen, dürftigen Reiches, aber beide

Die Waffen der Naturvölker

Von Dr. Adolf Heilborn

Die Verwendung der verschiedenen Hilfsvölker durch unsere Feinde im gegenwärtigen Kriege hat es notwendig mit sich gebracht, daß auf den noch recht primitiven Waffen und Instrumenten aus allen Weltteilen zur Verwendung gelangen. Dr. Adolf Heilborn berichtet im zweiten Teil seiner schon erschienen „Allgemeine Völkerkunde“ ausführlich über die unter den Naturvölkern am weitesten verbreiteten Formen, wie Schwertmesser und Dolche, Stohjdwertter, Stohj- und Wurfbömer, Wurfbömer usw.

Probenius hat, führt er aus, sehr richtig auf die Parallelen zwischen Messer und Speerzpitze hingewiesen. Vielen Stämmen im Süden und Osten Afrikas fehlen Messer, Dolch usw. Mit dem Speere schneiden sie die Hutten und Grasbüsche zum Hüttenbau, mit dem abgehobenen Speerzpitzen schneiden sie ihre Kopfbänke und Wädhäufeln. Das Messer fehlt noch, aber es ist schon im Entstehen begriffen; es entsteht aus dem Speerzpitze. Demnach entspricht die Form meistens der meisten Messer Afrikas derjenigen der Speerzpitzen des gleichen Stammes.

Diese Beobachtung ist durchaus richtig, das Verhältnis, sagen wir einmal die Seitenfolge von Messer und Speerzpitze, dürfte jedoch gerade umgekehrt sein. Das Messer ist viel älter als das Speerzpitze und der ursprünglich bloß vorn zugespitzte Speerzpitze wurde erst später mit dem Messer zu wirkungsvoller Waffe bewehrt. Für viele Völker ist der Steinflint, den man bald handlichere und bessere Gestalt zu geben lernte, der Ausgangspunkt für das Messer, die Speer- und Pfeilspitze, geworden. Das gilt ganz besonders auch für die Völker der europäischen Vorkzeit. Bei vielen anderen stammen aber diese Waffen zweifellos von Naturprodukten, wie Pfanzendornen, Stroh- und Schilfdorn, Fischgräten, Tierzähnen, beim Aufschlagen geschliffenen Knochen und dergleichen ab. Bei den Indianern Skalforniens ist die Messerzpitze noch heute ein Gebrauchsgegenstand, das entweder mit einem Pfeilfittig umwickelt

oder in einen hölzernen Hahn, hölzernen Griff eingelassen wird. Auch die Speerzpitze besteht aus dem gleichen Material (vom Mount Ostia). Ganz so ist es ferner auf den Zentralafrikas-Inseln und in manchen anderen Südseegebieten. Daneben finden sich hier mit Steinflint umwickelte Dolche und Speere (Gilbert-Inseln u. a.).

Bei einzelnen Papuastämmen von Neu-Guinea besitzen die Dolche in ausgeprägter Form, aber wenigstens in einem Schwanzstück. Mit mehreren Messer — aus Feuerstein in Form eines fächerförmigen Dreiecks, ziemlich dünn und an zwei langen Seiten abgerundet, schließt Keilform — schließt ein die Völker-Indianer Nordamerikas die gefallenen Feinde. Bei den nordamerikanischen Indianern (z. B. den Iroquois) waren ebe dem Kupferdolch im Gebrauch. Dolche und größere Schwertmesser der verschiedenen Gestalt sind in Afrika zu Hause; die Phantastie der Waffenindustrie gibt ihnen hier oft eine Form, die völlig zweckwidrig ist, und derartige Primitivität sind nicht selten mit Kupfer und Messing eingelegt, zeigen durchbrochene Ringe und dergleichen. Das Gleiche gilt von den malaischen Dolchen, die im „Kris“ als Nationalwaffe erscheinen. Dieser Kris ist ein etwa 30 Zentimeter langes, meist gekammertes Dolchmesser, das einen eigenartigen Griff, breite Vorrichtung und reichgeschmückten Knopf, acht. Nicht selten ist der Griff aus Elfenbein und mit Edelsteinen besetzt, so daß der Wert der Waffe aus dem Schmucke hervorgeht. Die Aufgabe von Waffe — aus Feuerstein — wird der Kris bisweilen an einer Schnur auf dem Rücken zwischen den Schulterblättern getragen.

Aus der Region der Ostküste Australiens sind indische Dolchformen feier nur der altindische Doppeldolch (mit dem hölzernen Handgriff zwischen beiden Rängen) und jener acht indische gerade Dolch mit reichlich verjüngender Klinge und doppelt, vom Kupferblech geformten, handbreitem, eiförmigen Griffen für erwähnt. Sehr eigenartig sind schließlich die Griffmesser der primitiven Südamerikaner im Norden Togos, Dolche und selbst Säbel (z. B. bei den Kabure, wo sie halbmeterlang sind), die fast des Ganges einen ovalen Griff rings um Aufnahme der Faust tragen. Der Dornenleib dabei überhalb des Griffes und ermöglicht so ein festes Packen der Waffe, die im nötigen an die Spannaparate der Südamerikaner flammern erinnert.

Kleine Kriegsbilder

Wie drei Deutsche zweihundert Russen jagen

Folgender Selbstbrief ist von dem Sohn des in Hildberg wohnenden Maires Gargarel geschrieben und gibt ein schönes Zeugnis deutlicher Tapferkeit.

Zu Schillingen, 2. Sept. 1915.

Liebe Eltern!

Teile Euch mit, daß ich am 2. September die drei Rakete erhalten habe, sie kamen gerade zu rechter Zeit. Ich konnte sie sehr gut gebrauchen, denn beim Vorkriegsgefecht kam die kleine Rakete nicht so schnell nach und man mußte den Leibern ein etwas längeres schmalen. Auch möchte ich gerne wissen, wie ich das Giesers Kreuz bekommen habe. Das war ganz einfach.

Es war am 13. 14. und 15. August. Wir lagen schon drei Tage im heftigen Gefecht mit den Russen und konnten die Russen durch unser Feuer nicht heraus bekommen. Da kam der Befehl, es sollte die Stellung genommen werden, sollte es was es wolle. Der Sturm wurde für Nachmittag 2 Uhr angelegt, natürlich unter Artillerie-Beschreibung.

Unsere Artillerie schoß von 12 bis 2 Uhr mit leichten und schweren Kanonen auf die russische Stellung. Punkt 2 Uhr führten wir die Stellung und nahmen diese in unsern Besitz. Zu unserm großen Entsetzen haben wir nun, daß das Regiment Nr. ... nicht mitgekommen hatte. Wir bekamen auch bald heraus, warum die nicht mitgekommen. Sie bekamen ein zu hartes Schanzfeuer und wenn die uns Jähren Graben heraus gekommen wären, würde kein Schwarz leben geblieben sein.

Nun kam der Befehl, freiwillige vor, um unsere von der Platte zu schützen. Ich meldete mich mit noch zwei Mann und wir machten uns auf den Weg. Wir dachten, es fiele bloß ein paar Russen, die wir vor uns hatten, aber falsch gerechnet. Wir lagen über 20 Mann an gegenüber, wir drei Mann. Was nun machen! Wir umgingen die Russen und fielen ihnen in den Rücken. Wir gaben nur ein ordentliches Schnellfeuer auf die Russen ab. Wir verschossen jeder so über 200 Patronen und stürzten dann schnell vor. Die Russen hatten wohl geplant, sie wären schon umzingelt und geben sich uns alle gefangen.

Unser Bataillonkommandeur hatte das Alles mit dem Giesers Kreuz, und wir bekamen das Giesers Kreuz, und Beförderung zum Obersten. Man kann es nicht Alles so natürlich schreiben; ich werde es Euch aber erzählen, wenn ich auf Urlaub komme.

Es grüßt Euer Sohn und Bruder Otto.

*) „Allgemeine Völkerkunde“ Teil 2. Waffen, Werkzeuge, Industrie, Handel, Geld- und Verkehrsmittel von Dr. A. Heilborn. (Aus Natur und Geisteswelt) Band 488) geb. 1 Mark, geb. 1,25 Mark. Verlag von W. G. Deubner, Leipzig und Berlin.

Wärten die Dunkelheit nicht. Ihnen war alles in Licht und Freude gehüllt.

Ein halbes Fragen hin und her. Abgerissene, stammende Worte, und endlich der kurze Bericht. Ernst Reinhold hatte seinen Reumut, der früher gerühmt war, aus einem Gefesse aus der Fenerlei getragen und war zum Hofe dafür angesehen worden, den Kranken nach seiner Heimat zu begleiten. Viele Tage schwebte der junge Offizier in Lebensgefahr, und sein Vater hatte sich im Verein mit den Familienangehörigen und den Ärzten in die Pflege des Kranken geteilt. Nun war ihm ein kurzer Urlaub erteilt worden, und er war zu seiner Frau geeilt.

„Blinde die Lampe an“, sagte er, als der erste Sturm des Wiederlebens verweht war. „Ich will dich ansehen.“
Sie lachte. „Ich habe kein Licht. Im großen Berlin wird das Petroleum knapp.“ Es kam ihr plötzlich eigenartig vor, daß sie sich wieder dieser geringen Beurlaubung so halb niederdrücken lassen. Sie fühlte die Schwere und Bangigkeit, die die Dunkelheit ihr gebracht, nicht mehr, sie hatte ihn wieder, um den sie besorgt, um den sie gefolgt. In ihr war es licht geworden, was brauchte es da noch zu sein, um aufzuwachen, wenn ihr Herz und Seele erdellt waren. Unter Lachen und Scherzen zündete Ernst Reinhold die kleine Wiedelaterne an, die er in seinem Kofferpaß mit sich trug. Nun brannte das kleine Licht auf dem Tisch und sah zufriedene Menschen, die in Dunkelheit und Freude ein paar Stunden des Besinnens genossen, um neuen Mut und neue Kraft aus ihnen zu schöpfen für die kommenden, dunklen, ungewissen Tage.

Der mathematische Krieg

Es ist im bisherigen Verlaufe des Krieges wenig davon die Rede gewesen, welchen hervorragenden Anteil Mathematik und Kartographie an den Siegen der deutschen Armeen haben. Tatsächlich gehören Zirkel und Karte zu den wichtigsten Waffen unserer Seereschiffe und wir dürfen es wohl ohne Überhebung aussprechen, daß unser umfangreiches mathematisches Wissen und unsere ausgezeichnete Kartographie den Feinden überlegen sind. Der Deutsche ist kein leichtfertiger Optimist, der sich Wissen und Können hochhält. Was wir lernen, lernen wir gründlich, und im deutschen Unterrichtsstrebe die verlangendste Mathematik nicht umsonst an einer wissenschaftlichen Hochschule von hervorragender Bedeutung erntet werden ist. Die ausgezeichneten Ergebnisse unserer aktiveren Leistungen, wie nicht minder die Erfolge unserer technischen und Spezial-Waffen stellen den Zusammenwirken von mathematischer Sicherheit und kartographischer Gründlichkeit das glänzendste Zeugnis aus und bilden nicht den letzten Teil des Geheimnisses unserer Siege.

Die wissenschaftliche Kriegführung ist von der deutschen Seereschiffahrt in diesem Kriege auf eine unerreichte Höhe gebracht worden, die es uns ermöglicht, den verschiedensten und schnell wechselnden Anforderungen gerecht zu werden und allen Siegen das Gebräde schlüssiger Erträge planmäßig durchzuführen. Nicht zu unterschätzen ist die sorgfältige Berechnung und Abwägung aller Faktoren. Eine so genaue Offenheit, wie sie gegenwärtig die Armeen Deutschlands und Österreich-Ungarns in Aufbruch und im ausschließlichen Vormarsch durchführen, ist nur denkbar, wenn der Wille der Aufgabe auch das Maß der geistigen Anstrengung enthält.

Bilder aus der Geschichte des russischen Sanitätswesens

Der Mangel an Verzeihen im russischen Heere ist ebenso bekannt wie das völlige Fehlen des Kriegssanitätswesens überhaupt. Die ersten Anfänge, die eine interessante Ergänzung zu diesen trüben Bildern gibt eine historische Studie im jüngsten Heft des „Archivs für Hygiene“, die sich mit ähnlichen Verhältnissen in der Vergangenheit befaßt und eine Fülle merkwürdiger Einzelheiten bietet. Bis zum Jahre 1600 sind aus der ganzen russischen Geschichte nur 12 Verzeihen bekannt, vor 1600 ist von ihnen überhaupt nicht die Rede. Als ein Jahrbuchbericht hindurch leitete sich der Jarenhof den Luxus des Verzeihens, dann folgten ein paar aufgeklärte Vorgesetzten, bis Peter der Große auch hier befehlend eingriff und die ersten Militärärzte einstellte. Wenig hand es mit dem Apothekenwesen: bis ins 18. Jahrhundert hinein blieb die Hofapotheke in Moskau die einzige in ganz Rußland.

Als in Moskau um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Pest wütete, fielen ihr 200 000—300 000 Menschen zum Opfer. Während der ganzen Zeitdauer dieser Epidemie, die monatelang wüthete, gab es keinen einzigen Arzt, der dem Volke im Kampfe gegen die Seuche zu Hilfe gekommen wäre. Das Seltsamste dazu war nun, daß die russische, vergrößerte Menge der Verzeihen die Schuld an den großen Sterben gab und richtige „Kreuz-Plagen“ beanstandete. Alle etwaigen Quarantänemaßnahmen vor 1720 etwa richteten sich ausschließlich auf den Schutz der Jarenfamilie, die wie überall in Rußland, wenn eine Gefahr drohte, die Kisten kenneht, vor Peter der Große der Erde, der Chirurg für Her und Platte einstellte. Aber bis 1730 noch gab es keinen privat praktizierenden russischen Arzt. 1800 werden 600 Verzeihen für ganz Rußland nachgewiesen; davon waren aber 30 v. S. Ausländer und 60 v. S. Deutsche.

Der russischen Verzeihen haben überhaupt auch früher eine bedeutende Rolle in der russischen Sanitätsgeschichte gespielt. So erwähnte Dr. Laurentius Eisnhaber, der sich aus durch Einführen von Romänen einen Namen machte, die Abwendung der ersten russischen Seuchendank nach China; Dr. Gottlieb Schöber entdeckte unter Peter dem Großen die Seuchendank des Kaukasus, und Dr. Laurentius Wernersdorf der Kaiserin ward der Sanitätsgegner der Universität Moskau und der Petersburger Akademie der Wissenschaften (unter Katharina I.), deren erster Präsident er auch wurde. Seit Jahrhunderten haben so die Russen auch auf dem Gebiete des Sanitätswesens das Beste aus Deutschland geholt — freilich ohne dies je dankbar anzuerkennen.

(Nachdruck verboten.)

Die Schaffnerin

Erzählung von Schettler

„Dieser Krieg bedeutet den Sieg unserer Frauenbewegung“, sagte das Fräulein Doktor, als sie mit dem alten Herrn Professor die Hochzeitsfeier und eine elektrische Beilage. In ihre etwas verbundenen Augen sah sich ein höchstes Mädchen und die strenge blickende Anstrengung blühen blühen, als sie den Ausbruch tat, den die mit innerer Gewalt nicht feigliche Schritte des Vorkommens eines weiblichen Schaffners auf der Straßenbahn voraussetzte.

„Wie hart haben wir in Friedebenszeiten darum gekämpft, daß den Frauen die Berufe der Männer geöffnet würden. Die Berufsteile und die Lebensführung waren kaum zu besorgen. Und nun kommt der Krieg und alles damit erledigt wie Jota, und uns mellenen erziehen. Der Krieg ist uns ein großer Helfer gewesen gegen den Egoismus des Mannes.“

„Und die Jurisdiktion der Frau, wie?“, ergänzte ihr Bekannter lächelnd.

„Ja, er hat gründlich mit allem aufgeräumt. Und erweist sich jetzt etwa ihres Berufes nicht fähig? Reizet sie weniger als der Mann?“

„Etwas vielleicht doch“, sagte ihr Begleiter nachdenklich. „Sie ist immerhin Weib.“

„Was wollen Sie damit sagen?“, fragte das Fräulein Doktor spitz und ihre Fingerfinger blinzelte kampferisch.

„Nachdem ich heute die Schaffnerin zu den Sprechenden. Gedächtnis habe ich noch dem Hof der Reich. Soziale Stelle sie die Fahrpläne aus, nach dem Fahrgeld und damit mit leiser Stimme dem Herrn Professor für das keine Feindbild.“

Die Beamtin wollte sich zu den nächsten Fahrgästen wenden, da räumte sie der Herr Professor und sagte:

„Ich sehe, Sie sind verheiratet?“

Die Schaffnerin wendete ihr Gesicht übermäßig dem älteren Herrn zu, denn lenkte sie vor dem freundlichen Blicken fast verlegen die Augenlider und nicht.

„Mein Mann ist im Felde“, sagte sie.

„Gefällt Ihnen der Beruf?“, fragte der alte Herr weiter. Sie lächelte und mußte ebenfalls nicht, was sie antworten sollte.

„Ich meine“, fuhr das Fräulein Doktor nachsichtig, „es ist ein solches Bewußtsein für eine Frau, einen Beruf ausüben zu können, den bisher nur die Männer für sich reserviert hatten.“

„Ich wollte“, sagte die Beamtin, und ihre Worte klangen langsam verächtlich, „mein Mann wäre wieder da und ich könnte mich wieder um meine Kinder kümmern.“

Der alte Herr Professor nickte ernst.

Das Fräulein Doktor aber sah sich auf die Oberlippe und schmunzelte.

Neue Bücher

— König Salomo. Ein Drama in drei Akten von Ernst Sardi. Buchausgabe im Insel-Verlag, Leipzig. (Preis 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.) — Das neue Drama Ernst Sardi's hätte bei seiner ungehörigen Aufführung in Berlin nur einen mäßigen Erfolg. Der Dramatiker Sardi, dessen Werk viel umstritten wurde, bildet jetzt eine neue, sehr interessante und bedeutsame Ereignisse in Theaterkreisen. Sardi hat die Höhe seines Könnens, mit dem Schillerpreis gekröntem Drama's wieder erreicht. Auch sein neues Werk „König Salomo“ reicht bei weitem an die Höhe seines Könnens, mit dem Schillerpreis gekröntem Drama's heran. Es ist die Eigenartigkeit Sardi's, daß er ausschließlich fremde Stoffe bearbeitet und ihnen das neue Gepräge seiner fangvollen, literarischen, sehr schönen Sprache anhebt. Sardi ist in erster Linie ein Meister der Sprache, aber er ist kein Dramatiker, auch kein Dichter, der aus einem angedeuteten Bild heraus, aus innerer Not und Glatz. Daher lassen uns seine Dramen so fühl, trotz vieler Schönheiten. Wir hoffen, daß

nichts mit heiliger Seele, daß alles mit dem Geiste geschäft wurde. Nur im „König Salomo“ kommt alle Not und Qual verkommen und schmerzliche Seite auf. Daher ist es das einzige Drama Sardi's, das uns erschüttert.

Diesmal hat Sardi seinen Stoff aus der Bibel gewählt, aus dem Buch der Könige. Da wird ganz schlicht erzählt, wie der alte David stirbt und seinen Sohn Salomo zum König von Israel ernannt, statt dessen älteren Herrschaftlichen, gewalttätigen Bruders Adonia, der durch allerlei Intrigen und Aufwiegelungen sich die Thronbesteigung erzwungen wollte.

Sardi hat nun seine ganze historische Kraft an die Zeichnung der Personen gewandt und darüber die dramatische Handlung vergessen. Gewiß, die Personen interessieren uns, aber sie sind nicht die vertrauten Gestalten aus der Bibel, sondern uns ganz fremde und reichlich komplizierte Personen. So hat Sardi aus Salomo einen Kämpfer gemacht, der sich häufig in teils welt-schmerzlichen, teils philosophischen Betrachtungen ergötzt und noch am selben Tag, an dem er König wird, das berühmte Urteil im Streit der beiden Mütter fällt. Die schöne, ergreifende Gestalt des Dramas ist die junge feuchte Adonia von Gurnee, die in ihrer Liebe zu Salomo stirbt, nachdem sie Adonias Lebenslust und einer Erbubereit entkommen hat und den sterbenden David mit ihrem jungen Leib wärmt. Das Liebesgeschick zwischen Adonia und Salomo, während David im Sterben liegt, zeigt Sardi's Sprache, deren Reizum an imobilistischen Bildern für die altgriechenartige Welt besonders gut eignet, in ihrer höchsten Schönheit. Der feine Salomo-Kämpfer folgt, in ihrer höchsten Schönheit, auf dem aufsteigenden, auf dem abwärts, als man sie tot auffindet, zu dem Priester Sadi?

In dieser Welt mein Vater fleißig, Mein Vater Jugend, — — — die Sterne, Sadi! Wir hielten Dodge getrennt nach du dein, Der Tod und sie und ich, dann dich ich die Hölle haben, und dich, sie dich vor mir! Ich meine, ich fordere mehr, als wie das Weib? Es ist und trinkt und schlief und feuch dich auch! Die Hunde, sagt man, sollen manchmal träumen! Auch das ist eitel. —

Tragt sie hinaus! Als Ophelia soll, In König Sardi's Haupten klingen, Des Glück des Bringen Salomo, gefolgt Mit Narben und gebüllt in Gold, zu Graf. Es starb mir getrennt schon und dünkte sich Dennoch nicht tot genug für mich! Als Liebe! Weib! Du's, mein Sadi! Sie war wie eine Blüte, ganz aus Duft, Und wo sie hintrat, auch sich keine Spur.

Als Dichtung gelesen, vermag das Drama, das auf der Bühne durch Mangel an dramatisch bewegter Handlung keine Wirkung hat, hier zu seilen, vor allem durch die wunderbare Sprache. Aber brauchen wir Kunstwerke, die uns die vertrauten Gestalten der Bibel in fremde Menschen von moderner Komplexität verwandeln? Schon die herrliche Sprache Sardi's hat uns Sardi in ein ganz fremdes Bild gerückt. Seine Sprache ist nicht die wunderbare Frau der Sage, sondern ein literarisches Wesen, das in Gedanken hundertmal die Treue bricht. Wir wollen die schwärzlichen, hohen Gestalten der Bibel und der Sage im Drama nicht durch die faden und formlosen Figuren nicht zu problematischen Gestalten verzerrt sehen. H. R.

Sür unsere Frauen

Alte Leute.

Die bittere Wahrheit des alten bekanten Sprichwortes: „Ein Vater kann wohl sieben Kinder ernähren, nicht aber sieben Kinder einen Vater“, kommt ich kürzlich als passiver Teil wieder einmal erfahren, als es gilt, einen alten Herrn zu verbergen, der nach dem nächsten Tod seinen drei kleinen Kindern und seinen arbeitsfähigen Freunden und Bekannten herbeigeht, der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen und dem von unerwartetem Schicksal Schlag getroffenen Witwer ihrer Teilnahme zu verhindern. Als aber nach dem Wiedergangereiten wurde, die Geschwister unter sich waren, der alte Herr und Schwager halb ganz vergessen über der wichtigen Frage: „Was soll nun werden?“

Hier war kein Platz und dort zwei „Anrufer“ im Hause, die dem alten Herrn fiebernd bei wurden, diese Familie hatte zweieinhalb Kinder, jene zu vier „Geschwister“, die seine Aufnahme ins Haus einzuordnen während dieser Ausnahmestunden gar nicht achteten oder Rücksicht nahmen. Dabei waren es nicht ungebildete Menschen und jeder einzelne nach seiner Schätzung wohl in der Lage, im Verein mit den anderen das Opfer zu bringen und den alten Mann bei sich aufzunehmen. Nur die Bequemlichkeit des unerschütterlichen Junaades im Hause wurde gestrichelt — sonst nicht.

Ich bin überzeugt, daß sich alle Hände nach dem alten Vater ausgedehnt hätten, wenn er noch kräftig und leistungsfähig gewesen und ein gewisses Maß Arbeit hätte übernehmen können. So aber bedeutete seine Aufnahme im Hause, eine, wenn auch noch nicht gleich, so doch in Zukunft fühlbare Last, und die wollte man nicht auf sich nehmen.

Der Fall interessiert uns insofern, als dieses Einzelgeschick eines Greises doch typisch ist für unzählige.

Alte Leute!

In unferer Zeit sind sie längst nicht mehr zu unterbreiten mit der Familie verknüpft, als es noch vor einigen Jahrzehnten der Fall war. Mit allen Mitteln sucht man heute den Alterserwerbungen entgegenzuarbeiten und hat es tatsächlich erreicht, daß die einzelnen Angehörigen des Alters viel später sichtbar werden. Die Erfüllungen der Forderungen einer weit entwickelten Hygiene und möglichst unferren geistigen Zustände verhindern, daß sich der körperliche Verfall früher als in früheren Zeit bemerkbar macht. Andererseits aber hat der seit ununterbrochenen Kampf ums Dasein die Kräfte doch auch vielfach aufgerieben, so daß beim endlichen Schwachswerden dem Einzelnen oft nur eine kurze Lebensspanne für die ungewohnten Anforderungen verbleiben ist. Diese aber, wie damals, ist eine Sache der Kinder zu versehen, verhindern einerseits die vollständig bedürftigen Verhältnisse, die den meisten Familien nur soviel Wohnräume gestatten, als sie unbedingt brauchen, zum anderen die Notwendigkeit, alle nur verfügbaren Kräfte einzusetzen, um gemeinsam Mann und Frau, Schulfahrer an Schulen, die Mittel zur Befriedigung des Lebensunterhaltes zu erziehen, da nicht mehr die eigene verwandtschaftliche Beziehungen nur wenig Zeit übrig, und den Nachteil davon hat die Jugend. Gerade sie, für die das Greisenalter mit seinen reichen Erfahrungen und seinem milden Verzeihen sowie Verständnis heißt, sie kamte im Verzeihen mit alten Leuten, in der garten Wissenschaften mit deren Schwestern und Geschwister, wie in der Bereicherung durch die Lebenserfahrungen eines langen Mannesalters unendlich viel Nutzen haben. Im Interesse der Jugend ist es bitter zu beklagen, daß das früher übliche milde Weiseman von Alter und Jugend zu den Seitenbleiben gewöhnt.

Man sieht nicht nur der Jugend, auch um unser selbst willen, sollten wir Mittel und Wege finden, die immer mehr sich einbürgernden Verweirungen alter Leute zu verhindern. Reizen

wir unseren alten Leuten, wie man innerlich jung und in Fühlung mit der Jugend bleiben kann im gegenfeitigen Geben und Nehmen, dann wird die jetzige Jugend einmal, eingebend des reichen Segens, der ihr aus der imigen Gemeinamkeit mit dem ererbten Vermögen ihrer Väter ererbte, auf ihre Väter zu gleicher Verlebung und Bereicherung uns ihrer Kinder zuführen und damit vor einem einlamen Alter bewahren, daß nach einem taten- und arbeitsreichen Leben wohl das „verreite ist, was einem Menschen beschieden sein kann.“

Eisabeth Thelemann.

Aus dem Bücherreicht

Eschehen einzulassen. Die dunkelblauen Früchte des wild wachsenden Schilfbirnen werden lieber ziemlich gering geschätzt und zur menschlichen Nahrung sehr wenig benutzt. Doch kann man aus ihnen einen guten Saft bereiten, der eine schöne rote Farbe hat. Es wird wie bei anderen Fruchtarten verfahren, doch reichlicher Zucker genommen. Zum Einmachen eignen sich die Eschehen am besten, wenn sie frisch bekommen haben. Sie werden mit kaltem Wasser angefeuchtet und kurz vor dem Kochen in einen Durchschlag geschüttelt. Dann erdigt man sie mit reichlicher Zucker, Essig, Mehl und Zimt wie Pfämen ein und überkocht das Aufkochen nachdem nach noch bis 14 Tagen. Geröstete Eschehen werden statt Wasserbeeren aus Gewürz verwendet. Johanna A. Martin, Zeil.

Wienmus. (Zaloff.) Wirnen aller Art schneiden man in Hälfen, entfernt Kerne, Etzel und Blüte, klopft sie und löst sie mit Wasser, zu ein 10 Pfund ¼ Liter Wasser, unter Händeln, bis die Masse ein wenig dick wird. Man rührt auf einen Keller, legt kein Wasser hinzu, dann ist das Mus gut. Es ist zweckmäßig, die halb fertig gekochten Zwiebeln auf ihre Größe zu teilen. Notigenfalls kommt Zucker hinzu. Zimt, Zitronenschale ist mitzunehmen. Den Wirnen kann man auch einen Teil Pfämen zufügen, und verfährt beim Einmachen auf gleiche Weise, wenn die Pfämen entfernt sind. Man rührt das Mus in Wasser und streut nach dem Erkalten eine dicke Schicht gemahlener Zimt darüber. Kühl, aber frostfrei aufzubewahren.

Schwärzbröddling mit Sogebuntentz. Drei Eiwörter rührt man mit 100 Gramm Zucker schaumig, gibt einige gekochte Mandeln, Zitronen, Mehl und Zimt und zum Schluß 100 Gramm geriebene, mit Rum befeuchtete Schmarbröddel dazu. Dann zieht man das zu heißem Sogebuntentz einweicht der drei Eier darunter, füllt mit der Masse eine gut gebutterte und mit Semmel bestrichene Form und löst den Bröddling im Wasser ab, habe eine 1 Stunde.

Erstliche Kogebuntentz werden ganz vorher gemahlen, in ½ Liter Wasser eingeweicht, dann am nächsten Tage im selben Wasser weisgeschlachtet, durch ein Sieb getrieben, mit Wein, Zucker und Zimt aufkocht und mit Karoformel angeleimt.

Stippfisch-Puffer. Abgehoher Stippfisch wird sorgfältig von Haut und Knochen gereinigt, noch warmes auf, mit 3 Schüsseln fein gehackt. Dann vermischt man die Fischmasse mit halb soviel geriebenen, roten Karoformeln, 1 bis 2 Eßlöffeln Mehl, 1 bis 2 Eiern, 1 kleinen geriebenen Zwiebel und etwas feingehackter Petersilie, schmeckt nach Salz und Pfeffer ab und rührt auch einige Tropfen Maggi's Würze hinein. Von dieser Masse läßt man zwei drei Puffer.

Flaumengröße. 2 Pfund Pfämen werden sauber abgerieben, in einen Kochtopf geschüttelt und mit ½ Liter kochendem Wasser überbrüht. Man deckt sie zu und läßt sie 1 Stunde bei mäßiger Hitze stehen. Dann gießt man den Saft ab, löst ihn mit Zucker und Zitronensaft nach Belieben auf, rührt 3 Schüsseln in kaltem Wasser betrautes Weisbrot daran, läßt wieder aufkochen und gießt die Flüssigkeit in eine mit kaltem Wasser ausgefüllte Schüssel. Man fröstet sie am anderen Tag und bringt die Größe dann zu Tisch.

Die übriggebliebenen Pfämen läßt man und reicht sie als Kompott.

Verantwortlich für die Schriftleitung: S. Reiguel.